



dot:
books

MADGE
SWINDELLS
*Die Insel des
Mistrals*

Roman

Über dieses Buch:

Wie lange kannst du aufrecht gehen, wenn das Schicksal dich in die Knie zwingen will? – Ihre Schönheit macht die Frauen des kleinen korsischen Dorfes neidisch, ihr Stolz die Männer wütend. Doch obwohl man die jung verwitwete Sybilia Rocca hinter ihrem Rücken »putana« nennt, eine Hure, wagt niemand, sie offen anzugreifen – bis zu jenem Tag, als sie auf den Marktplatz geht ... und ihren Schwiegervater erschießt! Wie konnte es dazu kommen? Ganz Korsika fordert die Höchststrafe, Sybilias Lippen aber bleiben versiegelt. Nur einer glaubt nicht, dass sie eine kaltblütige Mörderin ist: der Amerikaner Jock Walters, der Sybilia schon lange heimlich liebt. Er beginnt, Nachforschungen anzustellen – und stößt auf ein dunkles Geheimnis in der Vergangenheit, das alles in den Schatten stellt, was er je für möglich gehalten hat ...

Über die Autorin:

Madge Swindells wuchs in England auf und zog für ihr Studium der Archäologie, Anthropologie und Wirtschaftswissenschaften nach Cape Town, Südafrika. Später gründete sie einen Verlag und brachte vier neue Zeitschriften heraus, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Bereits ihr erster Roman, »Ein Sommer in Afrika«, wurde ein internationaler Bestseller, dem viele weitere folgten.

Die Website der Autorin: www.madgeswindells.com

Bei dotbooks veröffentlichte Madge Swindells ihre großen Familien- und Schicksalsromane »Ein Sommer in Afrika«, »Die Sterne über Namibia«, »Die Rose von Dover«, »Liebe in Zeiten des Sturms«, »Das Geheimnis von Bourne-on-Sea« und »Die Löwin von Johannesburg« sowie ihre

Spannungsromane »Zeit der Entscheidung«, »Im Schatten der Angst«, »Gegen alle Widerstände« und »Der kalte Glanz des Bösen«.

eBook-Neuausgabe Januar 2021, April 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1988 unter dem Originaltitel »The Corsican Woman« bei Macdonald, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 1992 unter dem Titel »Die Frau aus Korsika« als Bastei Lübbe Taschenbuch. Eine Neuausgabe unter dem Titel »Eine Liebe auf Korsika« erschien 2020 bei dotbooks.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1988 by Madge Swindells

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1992 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2020, 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von shutterstock/Wirestock Images, me_slavka,
KraisornLek, EvMedvedeva, Igor Meshkov

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-96655-344-5

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die Insel des Mistral« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne

Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche
Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Madge Swindells
Die Insel des Mistral

Roman

Aus dem Englischen von Eva Malsch

dotbooks.

Der Tod ist ein Seelenzustand aber die Sklaverei ist die Erniedrigung der Seele.

Napoleon Bonaparte, ein Korse

Für einen Korsen ist es genauso demütigend, Verzeihung zu erlangen, wie Verzeihung zu gewähren.

Dorothy Carrington

PROLOG

Taita, Korsika, 11. August 1960

Sybilia Rocca saß reglos auf einem Stuhl mit hoher Lehne. Nur ihre Finger, um die Tischkante geklammert, und die unnatürlich herabhängenden Schultern verrieten ihre innere Anspannung. Die Fensterläden waren geschlossen, aber durch die breiten Ritzen fiel gedämpftes Licht und verlieh der strengen Atmosphäre des Raums eine täuschend milde Aura. Sonnenstrahlen schienen auf den gelb lackierten Tisch und beleuchteten das emporgewandte Gesicht der Frau, so daß sie einer goldenen Madonnenstatue glich. Ihre starre Haltung verstärkte diesen Eindruck ebenso wie ihre klassischen Züge. Die tiefblauen Augen, sonst voller Wärme und Heiterkeit, waren glasig, die Lider geschwollen. Doch das beeinträchtigte ihre Schönheit nicht, eine verletzliche, sinnliche Schönheit, die männliche Aggressionen und die Bitterkeit unerfüllter Begierde weckte.

Im Dorf war Sybilia als die *putana* bekannt, die Hure, und sie wurde verachtet, trug aber ihren schlechten Ruf mit Würde und einer gewissen Vornehmheit, die den Groll der Männer und den Neid der Frauen erregte. Doch hier, in der Einsamkeit ihres Zimmers, wo sie sich am Tisch festhielt und ein Schluchzen bekämpfte, war ihr die Würde abhanden gekommen.

Abrupt stand sie auf, öffnete die Fensterläden und beugte sich hinaus. Der strahlend blaue Mittagshimmel überwölbte zerklüftete Gipfel. Von Schneestreifen

durchzogen, in Sonnenhitze gebadet, bildeten die Berge einen hellglänzenden Hintergrund vor violetten Schatten. Tiefer unten lag das dunkle, feuchte Grün alter Wälder – Kiefern, Kastanienbäume, Korkeichen – und erstreckte sich bis zum fernen azurfarbenen Meer. Sybilia kniff die Augen zusammen, um sie vor dem grellen Licht zu schützen, und suchte den Garten ab, doch er war verlassen. Sie sah nur kümmerliche Blumen, Unkraut, Schutt und einen baufälligen Schuppen.

Sie durchquerte den Raum und öffnete die Fensterläden an der Westseite, die einen Ausblick zum Dorfplatz bot. Taita, aus einer fast unzugänglichen Klippe zwischen dem Berg und dem See gehauen, bestand aus schmucklosen Granitfestungen rings um das Kopfsteinpflaster des Hauptplatzes. An einer Seite erhob sich die Kirche St. Augustin. Eine Statue des Schutzpatrons von Taita stand im Schatten eines dichten Hains aus Kastanienbäumen, neben einem Brunnen, wo Quellwasser in einen alten Steintrog rieselte.

Wie in Trance, einer Schlafwandlerin gleich, stieg Sybilia die Stufen zum Wohnzimmer hinab. Sie erschauerte, als sie das Gewehr vom Wandhaken nahm. Aber nach kurzem Zögern lud sie es und verließ das Haus.

Bewegungslos verharrten die Bäume in der drückenden Luft. Stille herrschte im Dorf. Sogar die Vögel schliefen in den schattigen Kastanienzweigen. Das Zirpen der Grillen und das Bimmeln der Kirchenglocke klangen gedämpft, fast unhörbar in der lastenden Hitze. Hunde lagen ausgestreckt auf dem Kopfsteinpflaster. Ein Mutterschwein mit sieben Ferkeln grunzte zufrieden in einem Schlammteich neben dem Trog, in dem kühles Quellwasser gurgelte und träge in tiefere, grasbewachsene Rinnen dahinfloß.

Auf einer Bank vor der Kirche saß ein träumender Mann, mit seinen über sechzig Jahren immer noch attraktiv. Er

hatte dichtes weißes Haar. und der buschige weiße Schnurrbart kräuselte sich an den Enden, als würde er unentwegt grinsen. Ein breiter Brustkorb und ausgeprägte Oberarmmuskeln zeugten von beträchtlichen Körperkräften, und er besaß die stämmigen Beine eines Bergbewohners. Im Lauf der Zeiten war er arrogant geworden. Das zeigte sich in der Kurve seiner Lippen. in den glitzernden Augen.

Er hörte Schritte, gähnte und setzte sich blinzeln auf. Beim Anblick seiner Schwiegertochter nahm sein Gesicht noch strengere Züge an.

Vater Andrews, der die Kirchentreppe hinaufstieg, blieb stehen und beobachtete Sybilia. Sie strahlte eine seltsame Nervosität aus, während sie den Platz überquerte und das Gewehr ungeschickt in der Hand hielt. Der Priester betrat die Kirche.

Zehn Schritte von dem Mann auf der Bank entfernt. schwang Sybilia das Gewehr an die Schulter und zielte, aber ihre Hände zitterten, und das Bild im Visier, schwankte von dem Mann zu den Bäumen, zu den Pflastersteinen. Sie sah, wie er die Stirn runzelte, die Augen öffnete, sich ruckartig vorneigte, und sie hielt den Atem an. drückte ab. Die Kugel zerschmetterte den Arm, den er gehoben hatte, um seinen Körper zu schützen. »O Gott!« stöhnte sie leise. »O Gott!«

Der Mann fiel seitwärts auf die Bank, dann stand er mühsam auf und wankte auf Sybilia zu. Schluchzend versuchte sie ihre bebenden Hände zu kontrollieren, fand den Mut, noch einmal abzudrücken.

Ein weiterer Schuß krachte, ein roter Fleck erschien auf dem schneeweißen Hemd des Mannes. Er taumelte, blieb aber auf den Beinen. Sein Gesicht spiegelte Entsetzen und Zorn wider.

»Nein, Sybilia, tun Sie es nicht!« Vater Andrews rannte aus der Kirche, die Treppe hinab, auf den Platz. Er fühlte sich wie in einem Alptraum und glaubte kaum

voranzukommen, als er zu der Frau eilte – zu spät. Immer wieder drückte sie ab. Bei jedem ohrenbetäubenden Knall zuckte der Körper des Opfers wie eine Marionette an den Fäden eines dilettantischen Puppenspielers, bis es schließlich zusammenbrach.

Der Priester erreichte Sybilia und packte sie, und sie leistete keinen Widerstand. »Heilige Mutter Gottes!« stieß er in seiner irischen Muttersprache hervor, ohne es zu merken. Sie starrte auf die Leiche, das Blut und rang nach Luft. Ihr Arm war eiskalt unter der Hand des Priesters. Plötzlich warf sie das Gewehr weg, riß sich los und lief schluchzend in die Kirche.

Vater Andrews beugte sich über den Mann am Boden, um ihm die Absolution zu erteilen – zu spät, das wußte er. Xavier Rocca befand sich bereits in den Händen Gottes – oder des Teufels.

TEIL I

Kapitel 1

August 1960

Im Rückblick fällt mir die Erinnerung an die Ereignisse, die mich mit dem Schicksal der Roccas verbanden, sehr schwer. Ich glaube, es begann schon vor vielen Jahren an der Bostoner Universität – damals, als ich dem Leiter der anthropologischen Fakultät, Professor Don Miller, meine Ideen vortrug. Archäologie war ein neuer Studiengang an dieser Hochschule, und ich wurde mit einiger Skepsis betrachtet. Ich wollte die beiden Wissenschaften in einem unorthodoxen und deshalb verdächtigen Projekt vereinen.

Geduldig argumentierte ich wochenlang: »Was wissen wir schon über den europäischen Steinzeitmenschen? Wir kennen seine Werkzeuge, seine Behausungen, seine Grabstätten, sein Geschirr aber über ihn selbst, seinen Glauben, seine Politik, seine Ideale wissen wir nur sehr wenig. Wir leiten Daten von gegenwärtigen primitiven Gesellschaften ab, die im Busch leben. Es wäre eine viel bessere Methode, eine isolierte europäische Gruppe zu finden, die jahrhundertlang durch geographische Barrieren von ihren Mitmenschen abgeschnitten war, und ihre Wurzeln anhand einer Ausgrabung zu studieren.«

»Das sind alles nur Spekulationen, Dr. Walters«, pflegte Miller zu antworten.

Doch ich verfolgte zielstrebig meine Interessen. Eines Abends fand ich in der Universitätsbibliothek ein altes staubiges Buch: »Britische Essays zugunsten der tapferen Korsen« von James Boswell, 1768. Die Lektüre überzeugte mich – Korsika eignete sich hervorragend für meine Pläne. Während vieler Generationen isoliert, hatten die Inselbewohner eine einzigartige Kultur entwickelt. Dazu

gab es in Europa keine Parallelen: In Legenden und Aberglauben müßte ich Spuren des Steinzeitmenschen finden, ein lebendiges Erbe, das es zu erkunden galt. Jetzt, wo ich meiner Sache sicherer war, wurden mir Wege geebnet und Türen geöffnet. Wenige Monate später erhielt ich die Zusage, daß man mein Projekt fünf Jahre lang finanzieren würde.

Und ich sollte recht behalten. Die Forschungen verliefen sogar noch erfolgreicher, als ich es erhofft hatte. Meine Wahl fiel auf Taita, das aus widerstandsfähigen uralten Steinhäusern bestand, erbaut auf einem Felsvorsprung. Auf den Berghängen über dem Dorf fand ich einen idealen Aussichtspunkt, einen Granitblock, auf dessen konkaver Oberfläche ich bequem sitzen konnte, hoch genug, um über das dichte Unterholz hinwegzublicken. Übersichtlich lag das Dorf unter mir. Der Platz mit dem Kopfsteinpflaster bildete Taitas Herz, die Kirche seine Seele, und als sein Gewissen fungierte der unbeugsame irische Priester, Vater Andrews.

Das Projekt war nun beendet, und meine inzwischen veröffentlichten Theorien hatten mir internationale Anerkennung und finanzielle Unabhängigkeit eingetragen. Bald mußte ich abreisen, denn man hatte mir den Bostoner Lehrstuhl für Anthropologie angeboten, nachdem Don Miller vorzeitig in den Ruhestand getreten war. Aber als ich an diesem Sommermorgen auf Taita hinabschaute, empfand ich ein tiefes Bedauern. Eigentlich wollte ich das Dorf nicht verlassen. Doch ich verdrängte die vage Sehnsucht nach Dingen, die vielleicht hätten geschehen können, und konzentrierte mich auf die Zukunft.

Professor Jacklyn Walters! (Jock für meine Freunde.) Das klang großartig, und ich hatte hart dafür gearbeitet. Wie würde ich damit zurechtkommen, Anzüge und Krawatten zu tragen? In den letzten Jahren hatte ich nur Shorts, Hemden, Wanderschuhe und eine Uhr gebraucht, die auch als Kompaß diente. Diesen lässigen Lebensstil würde ich

vermissen, auch Taita und seine Bewohner – vor allem aber Sybilia Rocca. Seit einem Jahr waren wir gute Freunde, und ich verdankte ihr sehr viel. Ohne ihre Hilfe hätte ich die alten Ruinen nie entdeckt, verborgen von der Macchia, dem Dickicht aus Myrte, Lavendel, Thymian, Zistrosen und wilden Feigenbäumen, das die halbe Insel bedeckt und die träge Luft mit bittersüßem Duft erfüllt.

Ich wußte, daß auch Sybilia traurig war. Bedauerte sie meine Abreise? Am letzten Abend, bei unserem Gespräch über meine Professur, hatte sie nur wenig gesagt. An diesem Morgen war sie wie üblich mit dem Proviant zu unserer Ausgrabung gekommen, hatte fast den ganzen Vormittag in der Höhle gearbeitet und sich kurz vor dem Mittagessen verabschiedet. Mir war aufgefallen, wie angespannt sie wirkte. Was hatte sie gesagt, ehe sie den Hang hinabgeeilt war? »Ich wünschte, ich hätte dich mehr geliebt ... Es tut mir leid, daß ich so lange gewartet und so viel Zeit vergeudet habe

Seltsame Worte. Sie hatten wie ein Versprechen geklungen, das zu spät erfolgt war. Fünf Jahre lang hatte ich Sybilia begehrt, aber trotz unserer Freundschaft kein Gehör gefunden.

Dem monotonen Klang der Spaten auf dem felsenharten Kies entnahm ich, wie die Arbeiter in der Ausgrabung ihr Tempo verlangsamten, angesichts der bevorstehenden Mittagspause. Wie heiß es war ... Wären die Arbeiter nicht da, würde ich mir den Nachmittag freinehmen und fischen. Genau das richtige Wetter dafür ... In der Ferne sah ich den Golf von Galeria funkeln und erinnerte mich lächelnd an den Vortag, wo ich einem gigantischen Rochen nachgejagt war. Bevor ich ihn endlich erlegt hatte, war er wie eine groteske, häßliche Krähe in der ganzen Bucht herumgewirbelt.

Die Geräusche an der Ausgrabungsstelle verstummten, die Siesta begann. Ich sah auf meine Uhr. Mittag. Die Männer öffneten ihre Picknickkörbe. Auch ich war hungrig.

Ich kletterte vom Felsblock hinab und ging zur Höhle. wo ich mir eine Ecke als kleines Büro eingerichtet hatte. Am Eingang blieb ich stehen und schaute zu den Zeugnissen der Vergangenheit, die ich so mühsam gesucht hatte. schwelgte im Anblick der Statuen - überlebensgroß, aus Granit gehauen, die Gesichtszüge teilweise zerstört. die Augen eng beisammen. Unheimlich starrten sie mich an.

Als der erste Schuß krachte, aß ich mein Sandwich. Der Lärm überraschte mich nicht sonderlich. Auf Korsika konnten fast alle Männer, Frauen und Kinder mit Gewehren umgehen, und die Jagd war ein nationaler Zeitvertreib. Der zweite Schuß schien von den Hausmauern am Dorfplatz widerzuhallen. Dann hörte ich Schreie. Ich lief zu meinem Aussichtspunkt zurück und spähte durch das Fernglas. In rascher Folge knallten drei weitere Schüsse. Durch eine Lücke zwischen den Zweigen richtete ich das Teleskop auf das Kopfsteinpflaster und sah das Opfer am Boden liegen. Wer mochte es sein? Unschlüssig zögerte ich. Dies war meine letzte Chance, eine traditionelle Vendetta mitzerleben. Die Bäume versperrten mir die Sicht, aber wenn ich hinunterrannte, würde ich die wichtigen Ereignisse der nächsten zehn Minuten versäumen.

Der Priester eilte die Kirchenstufen herab, die Dorfbewohner versammelten sich. Dann lief eine Frau über den Platz zur Kirche. Als ich sie zu erkennen glaubte, hämmerte mein Herz schmerzhaft gegen die Rippen. Konnte es sein? Nein! Unmöglich! Nicht sie!

Sie stolperte auf der Treppe und stürzte, dann drehte sie sich um. Ja, tatsächlich - Sybilia. »O Gott«, flüsterte ich, und meine Gedanken überschlugen sich. So etwas konnte nicht geschehen, konnte einem Menschen, den ich so gut kannte, nicht zustoßen. Aber Sybilia war Korsin.

Warum hatte sie etwas so Schreckliches getan?

Ich ließ das Fernglas fallen, raste durch die Macchia den schlüpfrigen Hang hinab. Trotz meiner Panik registrierte ich ironischerweise, daß die jahrelang geübte Disziplin

nüchterner wissenschaftlicher Beobachtung in diesem Moment äußerst gefährdet war.

Kapitel 2

Ich erreichte den Platz zu spät, um irgend jemandem zu helfen. Vater Andrews hatte Sybilia in der Kirche versteckt und kehrte nun zurück, um die Leiche mit einem Altartuch zu bedecken.

Die Dorfbewohner schrien wüste Beschimpfungen zur Kirche hinüber. Gestaute Emotionen brachen sich Bahn, mit einer Heftigkeit, die – wie ich aus Erfahrung wußte – diese Leute innerhalb weniger Minuten in einen grausamen Lynchmob verwandeln konnte. »Diese Hure ... die schamlose Nutte ... Möge sie einen qualvollen Tod erleiden ...«

Vater Andrews kam zu mir und murmelte: »Ich habe Sybilia in der Sakristei eingesperrt«, murmelte er. »Oh, ich weiß nicht, was wir tun sollen ...« Er eilte zu dem toten Xavier zurück. »Gott sei ihm gnädig. Heilige Maria, bitte für ihn ...« Seine Stimme mischte sich in den Engelsgesang der *voceri*, der professionellen Klageweiber, die inzwischen begonnen hatten, ihre Pflicht zu erfüllen. Eifrig bewiesen sie ihre Talente, rauften sich die Haare, rissen an ihren Kleidern. Bald würde man Xavier Rocca in sein Haus tragen. Dort würde die Trauerfeier die ganze Nacht dauern und bis in den nächsten Tag hinein.

Ich starrte in sein wächsernes Gesicht. Er war ein Held gewesen, der Führer der nationalistischen Partei, die wichtigste Persönlichkeit des Dorfes, für die Behörden allerdings ein gesuchter Mörder. Er hatte sich in der Macchia versteckt, wann immer Polizeitrupps aufgetaucht waren. Die Einheimischen sahen einen »Banditen der Ehre« in ihm, ein Vorbild, das die Würde der Korsen verteidigt hatte.

»Gott sei ihm gnädig ... Heilige Maria, bitte für ihn ...« In die Gebete mischte sich zorniges Rachegegeschrei, Gewehrkolben trommelten auf das Kopfsteinpflaster.

Plötzlich wurde mein Arm umklammert. Vater Andrews sah ziemlich niedergeschlagen aus, seine Augen verrieten kalte Angst. »Die Polizei kann frühestens in zwei Tagen hier sein. Was sollen wir tun? Nachts werden sie über Sybilia herfallen. Wenn sie in der Kirche bleibt, wird sie das Licht des nächsten Tages nicht sehen.«

»Jemand muß sie verstecken.«

Ärgerlich schüttelte er den Kopf. »Wer in Taita würde die *putana* beschützen?«

Ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen und fühlte mich wie betäubt. Hatte ich mich dermaßen in Sybilia getäuscht. Mir war sie stets wie ein warmherziger, empfindsamer Mensch erschienen. Monatelang hatten wir zusammengearbeitet. Ich kannte sie also gut genug. Trotzdem mußte ich dem Zeugnis meiner eigenen Augen glauben. Panik stieg in mir auf. Mit ihrer grauenvollen Tat hatte sie sich in eine Lage gebracht, wo ihr niemand zu helfen vermochte. Wie würden die Dorfbewohner oder die französischen Behörden mit ihr verfahren?

»Man wird diese Vendetta zum Vorwand nehmen, um sie zu töten«, wisperte der Priester. »In diesem Dorf würden viele Leute ruhiger schlafen, wenn sie unter der Erde läge. Armes Mädchen ...«

»Und wenn ich versuche, sie von hier wegzubringen?« schlug ich vor, machte mir aber keine Hoffnungen. Jeder Dorfbewohner war ein hervorragender Schütze und kannte das Terrain ringsum wie seine Westentasche. Wider besseres Wissen versprach ich: »Nach Einbruch der Dunkelheit, um neun, komme ich zur Tür an der Friedhofsseite. Halten Sie den Esel bereit. Bis dahin muß Sybilia hinter Schloß und Riegel bleiben.«

Noch acht Stunden. Mein wissenschaftliches Interesse ließ zu wünschen übrig, obwohl ich mir einzureden

versuchte: Dies ist das echte Korsika. Ich bin Zeuge eines heidnischen Rechtswesens, das so alt ist wie die Menschheit ... Schließlich siegte mein wissenschaftliches Pflichtbewußtsein, und ich machte mir Notizen. »Eine Vendetta gibt den *voceri* reichlich Gelegenheit, ihre Kunst zu demonstrieren. Sie steigern sich in Trance hinein, klagen den Mörder an und beleidigen ihn, fordern die Verwandten des Opfers auf, Rache zu üben. Dieses alte Ritual ...«

Ich brachte es nicht fertig, weiterzuschreiben. Wie konnten Worte jener geisterhaften Szene gerecht werden, dem fast greifbaren Zorn, dem wilden Gesang, dem ohrenbetäubenden Geschrei, dem rhythmischen Trommeln der Gewehrkolben auf dem Pflaster, dem Klang der Kirchenglocken, den Frauen, die ihre Kleider zerrissen und sich zur Leiche vorgedrängt hatten, um sie zu berühren? Waren das überhaupt Frauen – oder geifernde, blutrünstige Geier?

Nach einiger Zeit befolgte ich den Rat des Priesters, wartete im Presbyterium und vertrieb mir die Zeit, indem ich seine Aufzeichnungen über die regionale Vendetta las.

»Die letzte aktenkundige Vendetta begann mit einem Streit um einen entlaufenen Esel und führte zu drei Gefängnisstrafen, fünf Morden und wilden Straßenkämpfen. Für einen Korsen ist eine Vendetta ein unabwendbares Schicksal, eine heilige Pflicht, die von der Familie des Opfers erfüllt werden muß. Ein Mann, der sich dieser Pflicht entzieht, wird geächtet und verstoßen. Er muß töten oder im Exil leben. Wenn kein Mann zur Verfügung steht, muß eine Frau die Rolle des Henkers übernehmen und die Ehre der Familie verteidigen.«

War das eine Vendetta? Hatte Sybilia einen Mord begangen, um ein reales oder imaginäres Unrecht zu rächen? Absurd. Ich verstand das alles nicht. Dummerweise war ich überzeugt gewesen, sie hätte ihre korsischen Traditionen zusammen mit den häßlichen schwarzen

Kleidern abgelegt. Ich hatte sie veranlaßt, diese Sachen in ihrem Garten zu verbrennen ... Bis jetzt kannte ich nur ihre guten Seiten - eine sanftmütige, großzügige Frau, die ihre niedrige Position würdevoll und geduldig ertrug. Sie war intelligent, kultiviert und freundlich, aber auch eine Korsin, und in ihren Adern floß das leidenschaftliche Blut ihres Volkes.

In diesen langen Stunden erwog ich alle möglichen Konsequenzen ihrer Tat. Wie würde man sie bestrafen? Wider alle Vernunft entwickelte ich ein instinktives Gefühl für Sybilias Rechte. Irgendwie mußte ich sie über die Berge in Sicherheit bringen. Sie verdiente eine faire Gerichtsverhandlung, und ich beschloß, ihr dazu zu verhelfen.

Kapitel 3

Nie werde ich den schrecklichen Abend vergessen, da ich auf Sybilia wartete und zwischen Grabsteinen und Wachsblumen in Glasbehältern auf dem Marmorrand einer Gruft kauerte. Es wurde neun, dann zehn und halb elf, und meine Angst wuchs. Immerhin wollte ich die Dorfhexe, jetzt außerdem noch eine Mörderin, auf dem Esel des Priesters durch die Macchia wegbringen, vor einem rachsüchtigen, bis an die Zähne bewaffneten Mob schützen. Um Himmels willen, es hätte komisch sein müssen. Statt dessen war es tragisch.

Warum hatte sie es getan? Diese Frage quälte mich, und in meinen Ohren dröhnten immer noch die unheimlichen Worte der Klageweiber.

Vom Friedhof aus beobachtete ich, wie der tote Xavier hochgehoben und zu seinem Haus am Ende des Platzes getragen wurde, begleitet von den Klageweibern und den Trauernden. Endlich waren sie gegangen, friedliche Stille senkte sich auf das Dorf herab, und ich hörte die Vögel singen. Eine sanfte Brise wehte den Salzgeruch des Meeres heran, vermischt mit dem starken Aroma der Macchia, und verscheuchte den Blutgestank. Aus einem nahen Haus drang der verlockende Duft einer in Olivenöl gebratenen gewürzten Hammelkeule und erinnerte mich daran, daß ich seit dem Morgen nichts mehr gegessen hatte.

Der Vollmond stieg auf. Vor dem hellen Nachthimmel zeichneten sich die Silhouetten der Granitgipfel ab. Der Mond würde uns nicht helfen. In tiefer Sorge sah ich der Reise entgegen. Aber wo blieb Sybilia so lange? Die Zeit wurde knapp. Ich beschloß sie aus der Sakristei zu holen. Ich stand auf und ging zur Kirchentür. Dort hielt ich zögernd inne. In diesem Moment flog ein Ziegelstein an meinem

Kopf vorbei und prallte gegen die Mauer. Hastig floh ich in das Gebäude.

Nur wenige Schritte entfernt, kämpfte eine bleiche, sichtlich verängstigte Sybilia mit dem Priester. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Das lange braune Haar hatte sich aus den Spangen gelöst und fiel zerzaust auf die Schultern. »Gott sei Dank, daß Sie da sind«, keuchte Vater Andrews. »Sie will da hinausgehen auf die Vordertreppe. Man würde sie sofort töten, und das weiß sie.«

Sybilia klammerte sich an eine Kirchenbank und versuchte seine Hände abzuschütteln.

»Um Himmels willen, helfen Sie mir, sie durch die Sakristei hinauszubringen. Der Esel wartet. Wir haben keine Zeit mehr. Bald werden sie kommen ...« Er unterbrach sich, als ein Ziegelstein ein buntes Kirchenfenster zerschmetterte. Zornige Stimmen drangen herein, begleitet von lauten Schritten und dem rhythmischen Hämmern der Gewehre.

»Lassen Sie mich los!« jammerte sie. »Ich will nicht gerettet werden, denn es gibt keinen Ort, wo ich hingehen könnte.«

»Ich rette dich nicht«, erwiderte ich leise, »ich bringe dich zum nächsten Polizeirevier.« Da sah ich die Panik in ihren Augen und erkannte, was in ihr vorging. Sie bevorzugte ein rasches Ende, von der korsischen Gerichtsbarkeit herbeigeführt. Die Aussicht auf das Gefängnis, einen öffentlichen Prozeß und die Guillotine erschreckte sie. Mitleid erfaßte mich, und ich nahm ihr Gesicht in beide Hände, zwang sie, mich anzuschauen. »Sybilia, du hast einen Mord auf dem Gewissen. Und es wird ein zweites geschehen, wenn du jetzt nicht mit mir kommst.«

Zu spät ... Krachend flog die vordere Kirchentür auf. Während der Mob hereinstürmte, schob ich Sybilia mit Vater Andrews' Hilfe durch die Sakristei nach draußen und hob sie auf den Esel. Ich hörte einen Eulenruf, und für ein

paar Sekunden trat geisterhafte Stille ein. Sogar die Frösche und Grillen verstummten. Dann krachten Schüsse. Der Esel bäumte sich auf und raste durch den Friedhof in die Macchia.

Kapitel 4

Schwankend saß Sybilia auf dem galoppierenden Esel, in Mondlicht getaucht, eine deutlich sichtbare Zielscheibe. Auf dem taufeuchten Weg stolperte ich hinter ihr her, rutschte immer wieder aus. Unsere Flucht verursachte viel zuviel Lärm. Der Esel wieherte vor Angst, seine Hufe trommelten auf knackende Zweige und Steine, gefolgt von meinen schweren Schritten. Die Salven, die alle paar Minuten auf uns abgefeuert wurden, erschienen mir wie Fausthiebe.

Bei einer scharfen Biegung des Pfades fiel Sybilia vom Esel, und für einen gräßlichen Augenblick glaubte ich, eine Kugel hätte sie getroffen. Ich warf mich neben ihr zu Boden, suchte nach Blut, aber sie war nur leicht benommen. Ich zerrte sie in dichtere Macchia und preßte meine Hand auf ihren Mund. Wenig später rannten die Dorfbewohner vorbei, jagten dem fliehenden Esel nach, der glücklicherweise nicht mehr zu sehen war.

Ich wartete und lauschte. Niemand war in der Nähe, und ich schmiedete einen Plan. Wir würden die Leute täuschen, indem wir die einzige Straße mieden, die von Taita wegführte, und den Berghang hinaufstiegen, zum Wald. Später würden wir den Paß nach Osten überqueren. Zehn Meilen dahinter erstreckte sich eine neue Straße, und wir konnten per Anhalter nach Bastia fahren.

Wenn mein Plan fehlschlug ... Der Gedanke war beängstigend, aber es gab noch einen allerletzten Ausweg.

Ich zog Sybilia auf die Beine, und wir kämpften uns durch das dichte Unterholz. Zunächst kamen wir gut voran, denn wir folgten der Richtung, die ich bei meinen ersten experimentellen Grabungsarbeiten eingeschlagen hatte und die sich in einem weiten Kreis um das Dorf und den

See zog. Auf höherem Terrain wuchs fast undurchdringliches Gestrüpp. Wir mußten große Felsblöcke umrunden und durchs Gebüsch kriechen. Das dauerte länger, als ich gedacht hatte. Sicher würden die Dorfbewohner bald aufs Geratewohl in die Macchia schießen. Nach einer Weile knallten tatsächlich Schüsse immer lauter und lauter. Vermutlich hatte man den Esel gefunden und meinen Plan erraten.

Aber nach einer Stunde sahen wir tief unter uns die Lichter von Taita und stellten fest, welch großen Vorsprung wir hatten. Ermutigt eilte ich weiter und zerrte Sybilia hinter mir her.

Gegen Mitternacht hörte ich Schritte auf dem Weg tiefer unten am Hang. Die Verfolger waren viel zu nahe an uns herangekommen. Ich warf mich zu Boden und zog Sybilia mit mir hinab. Ärgerliche Stimmen und Pfiffe hallten durch den Wald. Niemand schien zu wissen, wo wir uns befanden, und nach einiger Zeit kletterten wir wieder bergauf.

Um zwei Uhr morgens zog eine Kaltfront vom Meer heran, dicke Wolken bedeckten den westlichen Himmel. Es würde noch eine Weile dauern, bis sie den Mond verhüllten. Dann würde sich die Gefahr verringern, in der wir schwebten.

Trotz des schwachen Mondlichts bemerkte ich, wie erschöpft Sybilia aussah. Ihre Wangen waren voller Schmutzflecken, ihre Arme und Beine zerkratzt. Ein langer Riß klaffte in ihrem Rock, und sie hatte den Absatz einer Sandale verloren. Kleine Zweige und Blätter hingen in ihrem Haar. Obwohl ich wußte, daß wir uns nicht aufhalten durften, nahm ich sie in die Arme und versuchte sie zu besänftigen. Ich zupfte die Zweige und Blätter aus ihren Haaren, rieb ihr die kalten Hände und flüsterte ihr aufmunternde Worte ins Ohr. Doch ich hatte keinen Erfolg. Nichts vermochte sie zu trösten, und auch ich fürchtete die nächsten Stunden.

Ich schob sie in den Schatten eines großen Felsblocks und stieg hinauf, um die Lage zu sondieren. Durch die Macchia unterhalb meines Standorts zog sich ein Halbkreis aus hellen Lichtern. Lautes Knacken verriet mir, wie entschlossen sich die Dorfbewohner einen Weg durch das Dickicht bahnten. Über uns war alles dunkel, also würden wir dort sicher sein. Wie lange noch?

Ich glitt am Felsen hinab, packte Sybilias Arm, und wir hasteten weiter. Trotz ihrer Müdigkeit zeigte ihr Gesicht keine Angst, nur Resignation. Offenbar fand sie sich mit ihrem nahen Tod ab. Das erschreckte mich, und ich umklammerte ihren Arm so fest, daß sie stöhnte. »Schneller!« murmelte ich.

Eine Stunde später erreichten wir die obere Grenze der Macchia, die von nackten Granitbrocken abgelöst wurde. Sybilia wollte sich ausruhen, doch das wäre Selbstmord gewesen. Ich wollte sie gerade vorantreiben, als ich hinter einem Felsblock eine Fackel flackern sah.

Ich schob Sybilia hinter einen Busch und hörte den leisen Ruf einer Eule. Keine Vogelstimme klang so melodisch. Ein Schauer rann mir über den Rücken. Hatten sie uns entdeckt? Wo waren sie? Vielleicht Schäfer? Nein, in dieser Höhe gab es kein Weideland. Unbehaglich schaute ich Sybilia an und merkte, daß ihr die Fackel nicht entgangen war. »Anscheinend wissen sie, welche Richtung wir einschlagen.«

Hilflos zuckte sie die Achseln und schlug die Hände vors Gesicht.

»Wir gehen zurück - tiefer in die Macchia hinein. Da werden sie uns nicht aufstöbern.«

Sybilia griff nach meinem Arm. »Rette dich, Jock. Bitte, lauf voraus. Tu's für mich, ich flehe dich an. Ich werde mich diesen Leuten stellen. Das ist am besten. Ich will nicht ins Gefängnis. Außerdem können wir ihnen gar nicht entrinnen, und du bist unschuldig ...«

»Du verschwendest nur Zeit. Komm!« Energisch zog ich sie mit mir, den Hang hinauf.

Es war fast drei Uhr. Zahllose dornige Büsche hatten unsere Kleidung zerfetzt. Wenn wir den Paß in der Nacht nicht erreichten, würde Sybilia am Morgen völlig erschöpft sein. Seit ich die Lichter gesehen hatte, war viel Zeit verstrichen, und ich beschloß, mich noch einmal umzuschauen. Ich kletterte auf den nächsten Felsblock.

Der erste Schuß glich einem Donnerhall. Staub wirbelte aus dem Gestein neben mir hoch. Ein zweiter Schuß folgte. Sekundenlang war ich wie gelähmt vor Entsetzen, dann rutschte ich hastig den Felsen hinab. Sybilia schrie auf, und ich bemerkte das Blut an meinem Hemd. »Es ist nur ein Kratzer«, keuchte ich und preßte eine Hand auf meinen Arm. Selbst wenn die Wunde nur geringfügig war – sie schmerzte höllisch. »Sie rücken immer näher, wir sind beinahe umzingelt. Deshalb müssen wir zurück.«

Stolpernd rannten wir bergab, ringsum krachten Schüsse, schrille Pfiffe ertönten. Ich verlor jedes Zeitgefühl, konnte nur noch an den Ort denken, wo ich uns in Sicherheit zu bringen hoffte.

Irgendwann verdeckten gewaltige Gewitterwolken den Mond, und wir konnten unsere Schritte endlich verlangsamten. In dieser Finsternis würde es den Schützen unmöglich sein, genau zu zielen. Nun hatten sich unsere Chancen erheblich verbessert.

Plötzlich erhellte ein Blitz den Wald, und in dieser Sekunde sah ich meine Ausgrabung. Die hochaufragenden alten Steinkrieger starrten auf mich herab, lebensecht und bedrohlich im bläulichen Schimmer. Vielleicht war die Höhle unsere Rettung. Die primitiven Ureinwohner hatten diesen Ort gewählt, um Belagerungen standzuhalten, und warum sollte ich an ihren Überlebensinstinkten zweifeln?

In der Höhle verwahrte ich ein Gewehr und Munition, für den Fall, daß mir einmal ein wilder Eber über den Weg

laufen sollte. Wenn wir die Ruinen erreichten, konnte ich Sybilia tagelang beschützen, bis zur Ankunft der Polizei.

So nahe lag unser Ziel. Aber wir mußten erst einmal den Fluß durchqueren, und da gab es keine Deckung. Wehrlos würden wir den Schützen ausgeliefert sein, wenn neue Blitze das Terrain beleuchteten. Dieser Gedanke beschleunigte meinen Herzschlag, und im selben Augenblick hörte ich hämmernde Schritte, dicht hinter uns. Sybilia blieb stehen, und ich zerrte an ihrem Arm, aber sie rührte sich nicht vom Fleck.

Kurz entschlossen hob ich sie hoch, schwang sie über meine Schulter und sprang in den eiskalten Fluß. Zweimal rutschte ich auf den glitschigen Kieseln aus, und ich schaffte es nur mühsam, in der starken Strömung mein Gleichgewicht zu wahren.

Wie verwundbar wir in diesen Sekunden waren ... Wieder hörte ich einen Schuß, der diesmal von unterhalb kam. Geduckt trug ich Sybilia durch das Wasser, das immer tiefer wurde. Auf einmal stach ein heftiger Schmerz in meinen Schenkel. Beinahe wäre ich zusammengebrochen, aber wenn ich jetzt stürzte, würden wir sterben. Sollte ich von den Menschen, über die ich zwei Bücher geschrieben hatte, gejagt und getötet werden? Das war Wahnsinn. Wilder Zorn spornte mich an, und ich taumelte weiter durch den rauschenden Fluß.

Die Vorsehung - oder ein Zufall - rettete uns. Als wir das Ufer erreichten, begann es zu regnen. Wassermassen fielen auf uns herab, trommelten auf Büsche und Steine, verwandelten den Boden nach wenigen Sekunden in Morast.

Die Dorfbewohner feuerten jetzt wild drauflos. Man sah fast nichts, aber ich fand den Weg zur Höhle blindlings. Dort ließ ich Sybilia zu Boden gleiten, ergriff mein Gewehr und schoß in die Macchia, lud nach, drückte wieder ab. Endlich begannen sich die Lichter zu entfernen.

Sybilia hatte einen Schock erlitten, war aber unverletzt, und ich war mit Fleischwunden davongekommen, die aber gräßlich schmerzten.

Während ich meine Wunden bandagierte, ging mir ein bestürzender Gedanke durch den Sinn. Nun sah ich die Insel mit anderen Augen - ein hartes, unversöhnliches Land, das man nicht unterschätzen durfte. Und ich hatte seine geheimen, verborgenen Stätten entweiht. Zur Vergeltung wurde ich in die Gefahren und emotionalen Wirren einer korsischen Vendetta hineingezogen.